

## **Geschichte der Jungenarbeit**

### **Einleitung**

Wer sich mit Jungenarbeit beschäftigt, sieht – um ein altes Bild zu bemühen – oftmals den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Man muss nicht einmal alle in der Literatur auftauchenden Label wiedergeben, um zu entdecken, dass einer produktiven Vielfalt eine unnötige Unübersichtlichkeit folgte.

Beispielhaft hierfür sei der Aufsatz von Rolf TIEMANN (1999) in der deutschen Jugend genannt, der in antisexistische, emanzipatorische, identitätsorientierte und reflektierte Jungenarbeit unterschied, darüber hinaus noch antifaschistische, bewusste, geschlechtsbewusste, patriarchatskritische, profeministische und sowie adjektivlose Jungenarbeit kannte, sich aber ausdrücklich nicht mit essentialistischen bzw. biologistischen Ansätzen beschäftigte ... .

Gerade bei denjenigen, die sich in Jungenarbeit einarbeiten wollen oder die sich z.B. als Arbeitskreis nach außen präsentieren wollen, führt dieser Wust unterschiedlicher Kennzeichnungen zur Irritation. Verbirgt sich hinter jedem Label wirklich eine eigenständige Begründung für Jungenarbeit? Muss man sich mit jedem sog. Ansatz auseinandersetzen und damit unweigerlich eine jungenpädagogische Sprachverwirrung in Kauf nehmen? Oder gibt es die Möglichkeit, jenseits einer Labelisierung nach unterschiedlichen Begründungen für Jungenarbeit Ausschau zu halten und damit gerade Einsteigern eine erste Orientierung zu geben?

Uwe SIELERT (2002) versucht dies in der überarbeiteten Fassung seiner ‚Jungenarbeit‘. Einige der von ihm ausgemachten ‚Diskurse‘ (z.T. in Anlehnung an MEUSER 1998) sind in der Tat Begründungen für Jungenarbeit (so der Skandalisierungs- und Defizitdiskurs (vgl. 18ff.), andere sind eher Herangehensweisen (z.B. der von ihm ausgemachte Problemlösungsdiskurs, vgl. 22ff..).

Im Folgenden werden daher die Stationen einer Debatte nachgezeichnet, indem die unterschiedlichen Begründungen für die Notwendigkeit von Jungenarbeit dargestellt werden – Begründungen, die einem so oder ähnlich begegnen können, wenn man sich im öffentlichen Raum mit der Thematik beschäftigt. Ziel ist es, Einsteigern wie pädagogischen Praktikern eine erste Orientierung zu geben und

sie anzuregen, sich der eigenen Motivation zu vergewissern sowie die Positionen der jeweils anderen Seite verstehen zu lernen.

Die Darlegung endet mit einer Einordnung von Jungenarbeit und ihrer Begründung in einen größeren geistesgeschichtlichen Kontext: Jungenarbeit wie geschlechtsspezifische Pädagogik tauchen als Thema in dem Moment verstärkt auf, in dem, angestoßen durch gesellschaftliche Veränderungen, überzeitliche Gewissheiten des Menschen über sich selbst ins Wanken geraten. Dort, wo verbindliche Lebensmuster abhanden gekommen sind, darf und muss jeder Mensch sich sein Leben nach eigenen Maßstäben gestalten. So können auch geschlechtsspezifische Lebensentwürfe bunter und vielfältiger werden.

Sielert nennt den theoretischen Hintergrund dieser Gedanken ‚postmodernen Kompetenzdiskurs‘ (25ff.). Allerdings ist dieser Blick keine genuine Leistung der Postmoderne, sondern älter als diese; und zweitens ist dies nicht automatisch und ausschließlich ein Kompetenzdiskurs, wie Sielert ihn bezeichnet, sondern von der Sache her ein Kontingenzdiskurs und inhaltlich ein Ambivalenzdiskurs. Der Fortschritt für Jungen und Männer liegt darin, dass die Risiken rigider Geschlechtsstereotype thematisiert werden können, damit Gefahren vermieden und Optionen erweitert werden.

Von der Möglichkeit, diese Risiken zu thematisieren, leben auch diejenigen, die an der Überzeugung festhalten, es gebe einen überzeitlichen Sinn von Männlichkeit. Auch sie müssen zugestehen, dass die Möglichkeit, auch die Gefahren rigider Männlichkeitskonzepte zu thematisieren, dem Verlust einer identitätsstiftenden Ordnung fürs Leben und den daraus resultierenden gesellschaftlichen Veränderungen zu verdanken ist. Noch vor 50 Jahren wäre dies so nicht möglich gewesen.

## **1. Ansätze zur Begründung von Jungenarbeit**

### *1.1 Die Anfänge : Antisexistische Jungenarbeit zur Aufhebung patriarchaler Unterdrückung (Mitte 80er - Ende 90er Jahre)*

Ein 'Klassiker' der Jungenarbeit, zumindest zeitlich gesehen, ist die 'antisexistische Jungenarbeit'. Zwei zentrale Ausgangspunkte (nach KARL 1994) liegen dem antisexistischen Ansatz zugrunde:  
1. Jungen haben Probleme, und, daraus resultierend: 2. Jungen machen Probleme.

Zu 1.: Jungen haben Probleme. Womit?

a. Zunächst damit, ein Mann sein zu müssen bzw. werden zu müssen, ohne zu wissen, was das ist, da ihre Väter abwesend sind. Deshalb müssen sie sich eine idealtypische Identität aufbauen vermittels Fernsehen, Spielzeug u.ä.. Einher geht dies mit einer Abgrenzung von der Mutter bzw. dem Weiblichen überhaupt (z.B. über die Farbe von Kleidungsstücken oder Fahrrädern, Art des Spielzeuges und der Spiele, Verhaltensweisen wie Tanzen, Weinen etc.). Ihr zweites Problem:

b. Jungen sind überfordert mit den einseitigen Zuschreibungen an männliches Verhalten wie Stärke, Mut, Leistung. Diese Überforderung wird als Mangel an Männlichkeit empfunden und durch eine Steigerung des klassisch-männlichen Verhaltens zu kompensieren versucht.

c. So ist ihr drittes Problem ihre innere und äußere Unruhe und Unrast: Sie fliehen vor den unmännlichen Erlebnissen von Ruhe und Entspannung, vor der Wahrnehmung der eigenen Unsicherheit durch gesteigerten Aktionismus nach außen, durch den Versuch, sich selber ihre Männlichkeit zu beweisen.

d. Daher ihr viertes Problem: Ihrem Körper kommt dabei eine unglaubliche Fitness zu, der der einer durchgängig laufenden Maschine gleicht: der Körper wird als Panzer gehandhabt, in dem Bedürfnisse nach Ruhe und Zärtlichkeit unterdrückt werden.

e. Dies wirkt sich auch auf den Umgang untereinander aus: Das fünfte Problem resultiert aus der Dominanz von Konkurrenz und Eroberung statt einführender Solidarität.

Die Folge: da sie diese Erfahrungen von Ruhe und Zärtlichkeit in der gleichgeschlechtlichen Gruppe nicht machen können, sind sie auf Frauen angewiesen, die ihre abgespaltenen 'weiblichen' Eigenschaften verwirklichen: Kommunikation, Reproduktion, Emotionalität.

Der 2. Ausgangspunkt: Jungen machen Probleme. Inwiefern?

Der Schwerpunkt der Außendarstellung dieses Ansatzes lag auf den Problemen, die daraus für andere, d.h. v.a. für Mädchen und Frauen resultierten: In einer patriarchalen Gesellschaft, so die Theorie, haben Jungen die Möglichkeit, ihren Leidensdruck durch Weitergabe an Frauen zu bewältigen – Jungen machen Probleme, indem sie die eigene Ohnmacht durch Machtdemonstration kompensieren – in alltäglichem Sexismus, in gewalttätigen Übergriffen. Diese häufigen Grenzüberschreitungen waren ein zentrales Thema in der antisexistischen Jungenarbeit: dem Mythos vom grenzenlosen Mann, der ständig eigene Grenzen überschreitet und die anderer, vornehmlich die der Frauen, verletzt, sollte Einhaltung geboten werden – durch die Bloßstellung klassischer Leitbilder, durch Thematisierung und klare Kritisierung sexistischer Äußerungen, durch Heranführung an innere Grenzen und Blockaden und durch eventuelles Aufzeigen dessen, was ein Übertreten dieser Grenzen an Verheißungsvollem (z.B. Entspannung) bieten kann. Solche Erfahrungen nannte KARL "Sternstunden der Jungenarbeit: Wenn Jungen etwas erleben, was ihnen bisher fremd war (weil sie Angst davor hatten, nie auf die Idee gekommen sind oder es ihnen niemand zugetraut hat) und davon begeistert sind. Die inneren Grenzlinien liegen bei jedem anders. Wichtig ist das Erlebnis der Erweiterung – und am schönsten ist es, wenn wir vermitteln können, dass dies viel grandioser ist als das Niederwalzen fremder Grenzen" (142).

Aber nicht so sehr diese Sternstunden standen im Vordergrund des Antisexistischen Ansatzes, sondern vielmehr die Grenzverletzung gegenüber Mädchen und Frauen. Gegen Ende der ‚Hochzeit‘ einer Label-Diskussion in einer sich etablierenden Jungenarbeit plädierten einige dafür, den Begriff 'antisexistisch' fallen zu lassen, da er Reaktionen hervorrufe, die eine wohlwollende Auseinandersetzung mit der Position nicht zuließen (vgl. KARL/ OTTEMEIER-GLÜCKS 1997). Zudem werde nicht berücksichtigt, dass in der Praxis selbstverständlich ressourcenorientiert und wohlwollend mit Jungen gearbeitet

werde. Was damals noch mit Verweis auf die Hartnäckigkeit des patriarchalen Systems abgelehnt wurde – eines Systems, in dem es „keinen pro-männlichen Ansatz geben“ könne (KARL/OTTEMEIER-GLÜCKS 1997,100), ist heute vollzogen: das Label ‚Antisexistisch‘ wird als notwendiges Durchgangsstadium betrachtet (vgl. GLÜCKS/ OTTEMEIER-GLÜCKS 2001, 9) – als Stadium einer Auseinandersetzung um demokratische Rechte für Frauen (z.B. Wahlrecht, Recht auf freie Berufsausübung, Recht auf gleiche Bezahlung, gleiche Altersabsicherung u.v.m.) und einer Kritik an einem männlich geprägten Gesellschaftskonzept, dass diese demokratischen Rechte nur allmählich Frauen zugestanden bzw. gesteht.

Ein pointiertes Bild auf klassische Männlichkeit im Sinne einer antisexistischen Haltung zeichnete Anita HEILIGER (1998,8f): Zum patriarchalen Männlichkeitsbild gehörten für sie:

1. Verleugnung von Ängsten und Schwächen
2. Gewalttätigkeit als Kompensation
3. Sexuelle Übergriffe als Bewältigungsstrategie

Dieser überaus kritische bzw. negative Blick auf Männlichkeit, damit auch auf Jungen und Männer, war lange Zeit vorherrschend. Einhelliger Tenor: innerhalb des Patriarchats werden Frauen unterdrückt. Jungen leiden zwar auch unter dem Patriarchat, profitieren aber letztendlich doch davon: sie können den Leidensdruck kompensieren durch Gewalt an Frauen und profitieren gesellschaftlich von ihrer Erziehung, indem sie Geld, Macht und Ansehen erlangen.

### *1.2 Die einfühlsame Wende: JA zur Aufhebung patriarchaler Verstrickungen (seit Anfang 90er Jahre)*

Zu Beginn der 90er Jahre wandelte sich die Blickweise. Man begann, die Lebenswirklichkeit von Jungen genauer zu betrachten und die These von der einseitigen Bevorzugung der Jungen im Sozialisationsprozess anzuzweifeln. Wegweisend hierfür war das Buch ‚Kleine Helden in Not‘ von SCHNACK/ NEUTZLING (1990). Wegweisend zum einen deshalb, weil es aus einer einfühlsamen, wohlwollenden Sicht auf Jungen geschrieben wurde, zum anderen, weil es mit Zahlenmaterial aufwartete, das die Rede von den Jungen als den Profiteuren, also den Gewinnern innerhalb des Geschlechterverhältnisses, fragwürdig erscheinen ließ:

Ausgehend von statistischen Untersuchungen v.a. aus dem Gesundheitsbereich (Jungen/ Männer als das kranke Geschlecht), aus der Schule (Jungen sind die tendenziell schlechteren Schüler) sowie aus der Kriminalitätsforschung (überwiegend Jungen sind Täter wie Opfer von Gewalt) wurde nun die Kehrseite klassischer Männlichkeit für Jungen und Männer selber thematisiert: Das Leiden an einem Männlichkeitszwang, der auf Leistung und Stärke, Konkurrenz und Kampf basiert.

HURRELMANN (1997,116) kommentierte und begründete seine Untersuchungen bzgl. der für männliche Jugendliche negativen Gesundheitsstatistiken mit der klassischen Umschreibung herrschender

Männlichkeitsvorstellungen durch Herb GOLDBERG (1990, 42): „Wenn es um den Körper geht, gilt es als männlich,

- möglichst wenig Schlaf zu brauchen
- möglichst viel Schmerzen auszuhalten
- möglichst viel Alkohol zu trinken
- sich möglichst wenig darum zu kümmern, was man isst
- möglichst selten jemanden um Hilfe zu bitten oder sich auf jemanden zu verlassen
- seine Gefühle möglichst unter Kontrolle zu haben“.

Und BRÜNDEL/HURRELMANN (1999) schrieben: „Von der Jugendphase an treibt das männliche Geschlecht Raubbau mit seinem Körper und praktiziert ein objektiv gesundheitsschädigeres Verhalten als das weibliche Geschlecht“.... „Werden Männer in derselben Art zur Männlichkeit sozialisiert wie bisher, dann riskieren sie weiterhin, eines vorzeitigen Todes zu sterben“ (148).

Damit rückte ein ganzer Themenbereich in den Blick von Soziologen und Pädagogen: Die Opferperspektive männlicher Sozialisation, die v.a. von LENZ thematisiert wird und bzgl. derer LENZ den männlich dominierten Wissenschaften eine ‚wissenschaftliche Ignoranz‘ attestiert (LENZ 2000, 44).

Den Trend dieser Aussagen verdeutlicht ein Zitat von BÖHNISCH/WINTER (1993, 9): „Die Benachteiligungen von Frauen bedeutet nicht automatisch die Bevorzugung von Jungen“.

So kam ein Tenor ins Spiel, der da lautete: Man muss Jungen und Mädchen vom Patriarchat befreien. Interessant ist an der Formulierung von BÖHNISCH/WINTER die implizite Ansicht, es gebe im Geschlechterverhältnis nur Benachteiligte. Offensichtlich war diese für die Jungenarbeit durchaus fortschrittliche Wende noch sehr geprägt vom sozialpädagogischen Bewältigungstheorem, welches tendenziell dazu neigt, gesamte Lebensphasen, wenn nicht die gesamte menschliche Existenz als risikobelastet und sozialpädagogischer Hilfe bedürftig darzustellen. Das führte dann in der Praxis oftmals zu bizarren Diskussionen darüber, wem es denn nun schlechter geht – den Jungen oder den Mädchen.

### *1.3 Die modernisierungstheoretische Variante – JA als Begleitung in unsicheren Zeiten (seit Anfang 90er)*

Eine ganz andere Sichtweise bediente sich soziologischer Argumentationsmuster. Sie ging mit Ulrich BECK (v.a. 1986 und 1994) davon aus, dass es aufgrund einer sich reformierenden modernen Gesellschaft heute nicht mehr möglich sei, klassisch-männlichen Erwerbs- und Lebensmustern nachzugehen. Gemeint ist: Hatte die Moderne bürgerliche Freiheiten v.a. für Männer gebracht, fordern nun Frauen diese ebenso für sich ein bzw. stellen neue Anforderungen an Männer. Männlichkeit als Leit-

bild allgemein, damit aber konkret Jungen und Männer geraten unter Legitimitäts- und Veränderungsdruck. Hinzu kommen Modernisierungen im Erwerbsleben, die eine klassische männliche Erwerbsbiographie erschweren bzw. unmöglich machen. Paradigmatisch aufgeführt hat diese Argumentation in einer frühen Arbeit Reinhard WINTER (1991). Im Einzelnen wurden folgende Punkte genannt:

- Klassisch-männliche Leitbilder von Kraft und Stärke machten dort Sinn, wo diese Fähigkeiten für das körperliche harte Berufsleben benötigt wurden. In der nachindustriellen Gesellschaft verschwinden diese Berufe aber immer mehr bzw. werden durchdrungen von Computertechnik. Einstmals durchaus benötigte Attribute typischer Männlichkeit sind nicht mehr notwendig.
- Die unsichere Arbeitsmarktsituation untergräbt ein Leitbild Männlichkeit, das sich über den Beruf definiert: mit zunehmender Arbeitslosigkeit gerät eben dies ins Wanken. Auch das Bild des männlichen Vollnährers einer Familie gerät dadurch sowie durch die Berufstätigkeit von Frauen auf den Prüfstand: Das Zeitbudget und die beruflichen und privaten Tätigkeiten müssen miteinander ausgehandelt werden.
- Frauen stellen heute neue Anforderungen an Männer: Sie sollen mitteilende und einfühlsame Partner sein, die eigene Gefühle mitteilen und die der Partnerin nachempfinden können – gerade aber die Anerkennung und Mitteilung von Gefühlen kommt im klassisch-männlichen Selbstkonzept nicht vor.
- Zu den daraus resultierenden Unsicherheiten kommt (in Anlehnung an Mitscherlichs Theorem von der vaterlosen Gesellschaft, vgl. MITSCHERLICH 1973) hinzu, dass Jungen konkrete Männer fehlen, die Zeit für sie haben, denen sie ihre Unsicherheiten mitteilen können und an denen sie im Alltag Modelle für die Lebensgestaltung erlernen und überprüfen können. Ein Junge begegnet tagsüber v.a. Frauen – Zuhause, im Kindergarten und in der Grundschule. Sind Männer anwesend, so sind sie häufig nicht in der Lage, sich emotional mitzuteilen. Verstärkt wird das Fehlen von Männern noch durch die steigende Zahl von Ehescheidungen, bei denen in der Regel die Mütter das Sorgerecht erhalten. Männliche Bezugspersonen sind damit für Jungen noch seltener.
- Und schließlich, so die Argumentation, sind diese Erscheinungen gepaart mit einem durchweg negativen öffentlichen Blick auf Männlichkeit.

All das zusammengenommen führt zu Unsicherheiten bei den Jungen: Sie müssen ihre eigene männliche Identität neu entdecken und brauchen dafür die Unterstützung männlicher Pädagogen. Im Kern lautet demgemäß die Begründung für Jungenarbeit: „Jungen brauchen Jungenarbeit, um ihr Jungsein im Modernisierungsdruck aneignen und bewältigen zu können“ (WINTER 1996, 382).

#### *1.4 Der Verzicht auf Stereotype – Jungenarbeit zur Auflösung zweigeschlechtlicher Normierung (seit Anfang 90er Jahre)*

Alle vorangegangenen Überlegungen haben einen gemeinsamen Ausgangspunkt: die soziale Ausprägung biologischer Unterschiede wird als konstruiert verstanden. Paradigmatisch kann das berühm-

te Diktum von Simone de Beauvoir genannt werden, wonach Frauen nicht als Frauen geboren, sondern zu solchen gemacht würden: Zur Debatte steht der soziale Umgang mit dem biologischen Geschlecht, also das ‚doing gender‘ als soziale Herstellung von Geschlecht in Form von Sprache, Kleidung, Verhalten, Berufswahl, Arbeits- und Erziehungswahl etc..

Nun kann aus feministischer Sicht weiter gefragt werden, ob das Festhalten an geschlechtstrennenden Bezeichnungen überhaupt weiterhin Sinn macht. Gemeint ist: wenn die Feststellung stimmt, dass erst die soziale Betonung biologischer Unterschiede zwischen den Geschlechtern ‚gender‘ konstruiert und dabei die viel größeren biologischen Gemeinsamkeiten unterschlagen werden, und wenn dies zu gravierenden Benachteiligungen von Frauen führt, ist es dann nicht sinnvoll, z.B. in der Forschung nicht mehr von Frauen-, sondern allgemeiner von Geschlechterforschung zu sprechen? Wäre es dann nicht auch denkbar, grundsätzlich auf die Unterscheidung Mann-Frau zu verzichten? Was zwingt dazu, den Blick auf die 3% unterschiedlicher biologischer Disposition zu lenken und dabei die 97% Gemeinsamkeit zu ignorieren?

Es könnte ja auch, Bezug nehmend auf postmoderne philosophische Überlegungen, gefragt werden, ob die innere Vielfalt eines einzelnen Menschen nicht so gravierend ist, dass die sprachliche Zuordnung nach Mann–Frau eben diese Vielfalt unterdrückt. Nötigt aber die potenzielle Buntheit eines jeden Menschen nicht zu einer Auflösung, zumindest aber zu einem Spiel mit geschlechtlicher Dichotomisierung, z.B. in Sprache und Kleidung? Denn wenn Unterschiede zwischen den Geschlechtern vermittelt Sprache, Körperpraktiken, Kleidung etc. erzeugt werden, dann sind Sprache und allgemein kulturelle Praktiken der Ort der Veränderung dieser Festschreibungen. Diese von BUTLER (1991) vertretene (und unter dem ‚Unwort‘ Dekonstruktivismus behandelte) Position ist unterschiedlich kritisiert worden (vgl. BENHABIB u.a. 1993; HAGEMANN-WHITE 1993); positiv aufgenommen wurde sie innerhalb der Homosexuellen-Szene in der sog. ‚Queer-Bewegung‘. Gedankenspiele, im Anschluss an diese Überlegungen z.B. nicht mehr von Frauen und Männern, sondern von ‚Ei-Trägern‘ und ‚Sperma-Trägern‘ zu reden, um so sprachlich bei der Geschlechterbenennung die Gebärfähigkeit (und damit den gemäß der Theorie einzigen Unterschied zwischen Mann und Frau) zu fokussieren (GILDEMEISTER/ WETTERER 1992, 234), haben sich allerdings nicht durchgesetzt.

### *1.5 Der biologisch-mythische Blick – Jungenarbeit zur Wiederherstellung wahrer Männlichkeit (seit Mitte 90er Jahre)*

Während der Dekonstruktivismus die Rede von der Konstruktion der Geschlechter auf die Spitze treibt, verlässt innerhalb der Jungenarbeit eine andere Sichtweise den gängigen sozialwissenschaftlichen Diskurs und geht in eine andere Richtung. Während von soziologischer Seite dieses Phänomen bisweilen unterschieden wird in Maskulinisten und Mythopoeten (vgl. MEUSER 1998), hat man es in der Pädagogik bei diesem Ansatz mit einer Mischung aus biologischer und spirituell-esoterischer Begründung von Jungenarbeit zu tun.

Ihr Blick richtet sich auf die Biologie, auf Mythen und Märchen sowie, kritisch, auf aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen. Betont wird zunächst die biologische Andersartigkeit der Geschlechter. Beispielhaft sei ein Zitat von Robert Bly angeführt:

„Vor nicht allzu langer Zeit haben Genforscher entdeckt, daß der genetische Unterschied in der DNS zwischen Männern und Frauen nur knapp drei Prozent ausmacht. Das ist nicht viel. Und dennoch besteht dieser Unterschied in jeder Zelle des menschlichen Körpers. Wir wissen, daß viele moderne Männer sich inzwischen dieser drei Prozent schämen. Einige schämen sich wegen der geschichtlichen Vergangenheit, wegen repressiver Patriarchate, wahnsinniger Kriege und jahrelanger, selbstauferlegter Härte. Andere Männer, die gesehen haben, wie ihre Väter dabei versagten, dem Männlichen und männlichen Werten treu zu bleiben, wollen keine Männer sein. Aber sie sind es nun mal. Ich glaube, daß es in diesem Jahrhundert und in dieser Zeit wichtig ist, die drei Prozent Unterschied zu betonen, die einen Menschen männlich machen, wobei man die siebenundneunzig Prozent, die Männer und Frauen gemeinsam haben, nicht aus dem Bewußtsein verlieren darf“ (BLY 1991, 322f; vgl. in Bezug auf Jungenarbeit auch BIDDULPH 2000).

Als biologische Fakten, aus denen dann soziale Verhaltensweisen abgeleitet werden, gelten v.a. das männliche Hormon Testosteron sowie die bei Männern und Frauen unterschiedliche Ausprägung der Gehirnhälften. Testosteron bewirke u.a. eine vermehrte Aggressivität, einen vermehrten Muskelaufbau, es befähige zu Leitungsfunktionen analog der Alpha-Männchen in Tierrudeln. Die unterschiedliche Ausprägung des männlichen gegenüber dem weiblichen Gehirn bewirke einen Vorrang des technisch-instrumentellen Denkens, ein Weniger an emotionaler Empfindung und sprachlicher Kompetenz. Diese biologischen Unterschiede führten, so die Argumentation, zu sozialen Unterschieden: Männer sind qua Biologie für bestimmte soziale Anforderungen bestimmt. Diese Anforderungen ließen sich als Leitbild von Männlichkeit durch alle Kulturen und alle Zeiten in Mythen und Märchen wieder finden.

Dieses männliche Wesen ist, so die Argumentation, heute in Verruf geraten, sodass Jungen verunsichert, geradezu verstört sind, weil sie ihre männliche Bestimmung nicht leben können. Schuld daran sei v.a. die feministische Kritik an Männlichkeit. Was fehlt sei eine positive Sicht des Männlichen sowie die Initiation von Jungen durch erwachsene Männer in den überzeitlichen Sinn des Männlichen: Jungen müssen in ihre Bestimmung als Mann eingeführt, müssen initiiert werden um ihre archetypische Männlichkeit leben zu können.

Kernpunkte des überzeitlichen und überkulturellen Mannes sind demnach: Krieger, Ernährer, Erzeuger / Liebhaber (vgl. HAINDORFF 1997, 119), neuerdings auch unter Hinzuführung der Figur des ‚Magiers‘ (nachzulesen sind die diesen Bildern zugeschriebenen Eigenschaften bei MOORE / GILETTE (1992)).



## *1.6 Der aktuelle Stand: Abschied vom Benachteiligungsblick – Entdeckung individueller Jungen (und Mädchen) (seit 2000)*

All diese Überlegungen blieben nicht ohne Wirkung. Gerade die letztgenannte Position hat allerdings dazu geführt, dass man sich allgemein bemüht, nicht ausschließlich defizitorientiert auf Jungen und Jungensozialisation zu blicken. Hinzu kommt die für die Jugendarbeit allgemein geltende Erkenntnis, dass die einseitige Betonung möglicher Problematiken herrschaftskritisch als Entmündigungsdiskurs zur Aufrechterhaltung bzw. Ausdehnung einer pädagogischen Expertenkultur dienen. Für die Jungenarbeit programmatisch betitelten denn auch WINTER/NEUBAUER (1998) ihre Jungenstudie: ‚Kompetent, authentisch und normal‘. Man hatte erkannt, dass eine ausschließlich negative Sicht auf Männlichkeit „Jungen kaum mehr plausibel machen kann, was männliche Identität attraktiv macht“ und man damit ihrem Bedürfnis „nach einer positiven Bestimmung und Bewertung der Geschlechtsidentität nicht gerecht wird“ (SCHERR 1997, 212).

Im ‚Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik‘ von OTTO/THIERSCH (2001) thematisiert WINTER (2001) das Dilemma des ‚negativen Blicks‘ (2001): in der Jungenarbeit, wie in der Jugendarbeit überhaupt werde immer aus einer problematisierenden Sichtweise argumentiert, um das eigene pädagogische Handeln zu legitimieren: weil es den Jugendlichen schlecht geht, muss man ihnen helfen. Weil es den Jungen/den Mädchen schlecht geht, muss man ihnen helfen. Der Großteil der gemeinten Jugendlichen empfinde jedoch diese Defizite nicht oder nicht in dem Maße – die einseitige Problematisierung verstelle so den Blick auf vorhandene Stärken und Kompetenzen.

So führte diese Diskussion zu einer Anerkennung möglichen Leidens ebenso wie möglicher Kompetenz von Jungen: Man sieht nun in der männlichen Sozialisation beides: Chancen und Risiken, ‚dies und das‘, wie WINTER/NEUBAUER (2001) dann auch eine Veröffentlichung betitelten – eben Ambivalenzen. Wie in der Pädagogik allgemein, so ist auch in der Jungenarbeit eine gewisse Vorsicht eingekehrt: Angesichts einer herrschaftskritischen Überprüfung der eigenen heimlichen Normativität in Theorie und Praxis, und angesichts des Verlustes universaler verbindlicher Gewissheiten über die richtige Art der Lebensführung, damit auch über pädagogische Ziele, angesichts einer Revision zu einseitiger patriarchatskritischer Theorie wie schließlich einer Einsicht in notwendige pädagogische Selbstbeschränkung geht es offensichtlich jetzt eher darum, Stärken zu fördern und Risiken zu minimieren.

Denjenigen, denen diese Herangehensweise zu unpolitisch ist (weil gesellschaftlich ungleiche Strukturen im Geschlechterverhältnis unberücksichtigt bleiben), öffnet der Australier Robert CONNELL (1999) mit seiner Idee der ‚hegemonialen Männlichkeit‘ eine goldene Brücke, die im sozialwissenschaftlichen Diskurs aktuell einen Boom erfährt: In Rechnung wird die Herausbildung eines gesellschaftlichen Patriarchats gestellt, von dem Männer ökonomisch und vom sozialen Ansehen her profitieren, bzgl. gesellschaftlicher Macht, finanzieller und allgemeiner Bewertung männlicher und weiblicher Tätigkeiten. Gleichwohl gibt es innerhalb der Geschlechtergruppen Differenzen, so z.B. soziale Unterschiede zwischen den Männern einer Kultur (schichtspezifische Unterschiede, Unterschiede zwi-

schen Hetero- und Homosexuellen, Ethnizität), zwischen Männern unterschiedlicher Kulturen (reiche Industrienation hier, armes ‚dritte Welt‘-Land dort).

Die allgemein anerkannte Vielfalt innerhalb eines groben geschlechtsspezifischen Rahmens wird auch hier anerkannt, ebenso wie das mögliche Leid an den Zwängen herrschender Männlichkeitsnormen. Gleichzeitig wird auf die strukturelle Ungleichheit zwischen den Geschlechtern bzw. dem, was klassisch als männlich bzw. weiblich eingestuft wird, aufmerksam gemacht.

So haben sich, bei allen im Detail bestehenden Gegensätzen zwischen den verschiedenen Diskursen über Jungenarbeit, einige Grenzmarkierungen herausgeschält, die von den allermeisten geteilt werden:

1. Es gibt biologische Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Zur Debatte steht die soziale Interpretation dieser Unterschiede.
2. Es gibt einen groben geschlechtsspezifischen Sozialisationsrahmen. Er ist bei der Betrachtung der Klientel in Rechnung zu stellen.
3. Dieser Rahmen enthält Ressourcen wie Risiken.
4. Innerhalb der Polarität männlich – weiblich gibt es Binnendifferenzierungen sowie Schnittmengen – die Überprüfung am Einzelfall ist unabdingbar.
5. Es hat in den letzten Jahrzehnten gesellschaftliche Veränderungen gegeben, die die klassischen Leitbilder geschlechtlicher Identität aufweichen.
6. Es gibt keine jungenspezifischen Methoden, wohl eine geschlechtsspezifische Aufbereitung pädagogischer Methoden.
7. Geschlechtshomogenität ist ein zentraler Bestandteil von Jungenarbeit.
8. Die Aussagen und Themen der Jungen sind ernst zu nehmen und pädagogisch fruchtbar aufzugreifen.
9. Der Pädagoge ist personales Angebot.
10. Jungenarbeit ist Qualitätsmerkmal pädagogischer Fachlichkeit. Gleichzeitig ist sie Produkt eines gesellschaftlichen Prozess, in dessen Verlauf Frauen sich demokratische Rechte erkämpften. Im Sinne eines Fortschreitens dieses Prozesses gehört zur Jungenarbeit auch eine politische Verantwortung in Bezug auf den Abbau struktureller Benachteiligung zwischen den Geschlechtern.

## 2. Ausblick

Grundsätzlich hat die hier aufgezeigte Entwicklung v.a. eines bewirkt: dass allmählich – zumindest in der Jugendarbeit – der fachliche Blick auf Chancen und Risiken geschlechtsspezifischer Sozialisation, und damit auch auf Jungen, zu einem unverzichtbaren Qualitätsmerkmal wird. Aus fachlicher Sicht ist es eine Bereicherung zu analysieren, welche Spezifika die geschlechtsspezifische Sozialisation mit sich bringt, welche Chancen und Risiken mit ihr verbunden sind und wie demgemäß die pädagogische Arbeit gestaltet werden sollte: inhaltlich-methodisch ebenso wie in Bezug auf das personale Angebot (männliche oder weibliche Fachkraft). Geschlechtsspezifisch wird so zu pädagogischem Basiswissen und hat damit – zumindest in der Theorie – den Status einer Zusatzaufgabe verloren zugunsten einer alle Bereiche durchziehenden Querschnittsaufgabe. Dies sind letztlich die Folgen der eingestandenen Selbsterkenntnis, dass die menschlichen Ansichten über die Art und Weise des Zusammenlebens, der Lebensgestaltung, geschlechtsspezifischer Normen etc. durch und durch menschliche Produkte sind – also den Bedingungen von Zeit und Zufall unterworfen, änderbar. So kann analysiert und im Einzelfall überprüft werden, ob (und wenn ja, inwieweit) das Aufwachsen mit unhinterfragten Vorstellungen geschlechtlicher Identität Individualität hemmt und Gefahren bzw. Leid verursacht. Dass Jugendarbeit per se Jungenarbeit sei, nur weil in der Mehrzahl Jungen z.B. Jugendfreizeiteinrichtungen besuchen, kann heute nicht mehr behauptet werden und wird auch nicht mehr behauptet. Hier trägt aktuell auch die (vielleicht bundesrepubliktypische) Diskussion des Gender Mainstreaming, verstanden auch als Anforderung an pädagogische Institutionen zur Überprüfung des eigenen Angebots mit Blick auf Geschlechtsspezifika, bei.

Allerdings bleibt die Ausbildungsebene von diesen Diskussionen relativ unberührt. Wer sich mit Jungenarbeit theoretisch auseinandersetzen will, findet an Hochschulen und Fachschulen dafür wenig Angebote und ist auf Eigeninitiative verwiesen. Die genannten Diskussionen beziehen sich, salopp gesagt, auf eine Handvoll der typischen Verdächtigen.

Dem gegenüber steht in der Praxis eine inzwischen gar nicht so geringe Anzahl von Jungenarbeitern bzw. an der Thematik interessierten Fachkräften. So lässt sich die lang geltende Aussage, gegenüber einer breiten theoretischen Diskussion fehle es an entsprechender Praxis (vgl. STURZENHECKER 2002, 325) so uneingeschränkt nicht mehr aufrecht halten. Allerdings haben für Jungenarbeit offene Pädagogen das Dilemma, dass sie in ihren Institutionen dann willkommen sind, wenn es Probleme mit männlichen Kindern und Jugendlichen gibt. Ist das nicht der Fall, müssen sie i.d.R. Jungenarbeit neben ihrem Alltagsgeschäft besorgen, also neben z.B. Stadtranderholung, Bezirksjugendpflege und internationalem Austausch. Der nicht-auffällige männliche Jugendliche scheint häufig immer noch nicht als selbstverständlicher Adressat geschlechtsspezifisch geschulter Pädagogik anerkannt zu sein.

Einige Reaktionen von Seiten kommunaler Jugendämter auf den Prozess des Gender Mainstreaming zeigen jedoch, dass hier zumindest ein fachliches Schuldgefühl auftaucht.

Die hier im Ausblick genannten Punkte beziehen sich zunächst auf den Bereich der Jungenarbeit. Es liegt in der Natur der Sache eines dualistischen Geschlechterverhältnisses, dass Veränderungen und neue Erkenntnisse auf der einen Seite nicht ohne Auswirkungen auf die andere bleiben.

So kritisierte Constanze ENGELFRIED 1997, unter Bezugnahme auf die durch Connell ermöglichte Vielfalt männlicher Lebensentwürfe und -situationen, eine schematische Täter-Opfer-Perspektive für das Geschlechterverhältnis und plädierte für eine „Öffnung des Blicks auf den Mann“ (36).

Carola KUHLMANN schlug 2000 vor, in der parteilichen Mädchenarbeit nicht mehr das Thema der sexuellen Gewalt an Mädchen in den Vordergrund zu stellen, sondern stattdessen „eine Normalisierung im Bereich der Freizeitpädagogik“ einzuführen (237).

Marianne HORSTKEMPER hält 2001 die „Ent-Dramatisierung der Geschlechterdifferenz“, ohne dabei vorhandene Unterschiede zu ignorieren, für eine „überlegenswerte Strategie“. Sie formuliert diese Haltung folgendermaßen: „Nicht ein Geschlecht wird als das ‚andere‘, ‚defizitäre‘ oder ‚förderungs-würdige‘ hervorgehoben, sondern die Situation beider Geschlechter wird regelhaft analysiert – bereits dies kann zur Entdramatisierung beitragen“ (52).

In diese Richtung gehen auch Aussagen von Lotte ROSE (2000). Ihre Position: Selbst wenn es universalistische Benachteiligung gebe, könne man sie nicht nahtlos auf jede Einzelne / jeden Einzelnen übertragen. Sie schreibt: „So wissen wir doch z.B., dass Mädchen bei der Ansammlung von Bildungskapital mittlerweile strukturell bevorteilt sind, dass Jungen strukturell benachteiligt sind, was ihre Gesundheit im Kindesalter und ihre Lebenserwartung anlangt. Letztlich stellt sich hier sowieso die Frage: wo ist eigentlich der Maßstab für die strukturelle Bevorteilung und Benachteiligung? Macht es Sinn, für jedes Geschlecht alle Benachteiligungsmomente aufzuaddieren, dann die Privilegien abzuziehen und dann die Ergebnisse bei beiden Geschlechtern gegeneinander aufzurechnen?“ (246).

Und so fragt sie schließlich: „Sollten wir uns dann nicht von den universalistischen Benachteiligungsmustern verabschieden?“ (248). Nötig sei die Perspektive „eines offenen, nicht-normativen Blickes, der vorbehaltlos genug ist, auch das aufzunehmen, was irritierend und überraschend ist“ (ebd.).

So steht, abschließend, zum einen folgendes an: Eine Diskussion zwischen Mädchen- und Jungenarbeit: über theoretische Ausgangspunkte und praktische Konsequenzen, über die gegenseitige Einschätzung der Entwicklung und über zukünftige Perspektiven der Geschlechterthematik. Bei allen möglichen Gegensätzen und Schwierigkeiten bietet die Jungenarbeit und das aktuell zu verzeichnende Medieninteresse an Jungen eine große Chance: Geschlecht als eine Reflexionskategorie pädagogischer Theorie und Praxis endgültig zu etablieren.

Daneben steht innerhalb der Jungenarbeit noch ein Diskurs aus zwischen den unterschiedlichen Herangehensweisen an die Thematik – nicht im Sinne einer neuen ‚Setzung von Duftmarken‘ als Abstecken eines Claims auf dem jungen Feld Jungenarbeit. Wohl aber im Sinne einer differenzierteren Diskussion unterschiedlicher Überzeugungen und v.a.: Schwerpunkte – etwas, was unter pädagogischen Praktikern durchaus funktioniert. In der Jungenarbeit begegnete man lange Zeit den oben geschilder-

ten biologisch-esoterischen Begründungen von Jungenarbeit mit großem Vorbehalt. Reinhard WINTERS harscher Artikel (1995) entsprach dem damaligen Diskussionsklima und war Folge einer berechtigten Empörung über eine undifferenzierte und demokratisch verantwortungslos erscheinende Begründung von Jungenarbeit – unter Ausblendung gesellschaftlicher Hierarchien und demokratisch begründeter pädagogischer Selbstbeschränkung. Allerdings blieb auch später eine differenzierte Auseinandersetzung aus mit der Begründung, dass solche ‚Ansätze‘ von Jungenarbeit „keine fortschrittliche Veränderung des Geschlechterverhältnisses zum Ziel haben“ (TIEMANN 1999, 76).

Damit macht man es sich jedoch zu einfach, auch mit Blick auf durchaus nicht unkritische Jungenarbeiter, die sich von esoterisch (oder spirituell)-biologischen Themen angesprochen fühlen und gleichzeitig demokratische Erziehung und Frauenemanzipation im Blick haben. Man muss also untersuchen, was genau ansprechend wirkt, welche offenen oder verborgenen Themen aufgegriffen werden können und müssen:

So ist zu fragen, ob sich nicht hinter solchen esoterischen Ansätzen zum einen das für die Jungenarbeit zentrale Thema der Vermittlung einer positiven Herangehensweise an Jungen bzw. Männlichkeit allgemein sowie einer positiven Begründung für Jungenarbeit verbirgt.

Zum anderen: Ob zur Vervollständigung einer gewissen ‚Normalität‘ innerhalb der Jungenarbeit, die ohne Zweifel eingetreten ist, nicht auch eine differenziertere Wahrnehmung und Anerkennung von Themen gehört, die, so kann man mit Recht behaupten, sich um das Faktum der Leiblichkeit menschlicher Existenz drehen. Die Vermutung erscheint berechtigt, dass sich in die Geschlechtertheorie (aber nicht nur dort) eine gewisse Leibvergessenheit eingeschlichen hat.

Als Zukunftsprognose kann an dieser Stelle ein Ausblick gewagt werden:

Erstens: Die innerhalb der Jungenarbeit erreichte binnendifferenzierte Normalität wie auch die von einigen Frauen- und Mädchenforscherinnen gezeigte Aufgeschlossenheit eines vielfältigeren Blicks auf Jungen und Mädchen wird weiter zunehmen. Das bietet die große Möglichkeit eines echten Dialogs – über die fachliche Sicht auf Jungen und Mädchen, aber auch über die persönlichen Erfahrungen professioneller Pädagogen mit der Geschlechterthematik. Nur so wird man Verständnis füreinander erreichen und sauber trennen können zwischen den eigenen Erfahrungen und denen der Jugendlichen heute.

Zweitens: Die Halbwertszeit geschichtlicher Erinnerung ist überaus gering. Dazu hat man es heute mit einer Generation junger Frauen (und Männer) zu tun, die von feministischer Kritik profitiert haben und erkämpfte gesellschaftliche Veränderungen als Selbstverständlichkeit annehmen. Man wird also die Theorien des Geschlechterdiskurses neu erzählen müssen: Mit Blick auf veränderte Adressaten, mit Blick auf Erreichtes, aber auch mit Blick auf Einzulösendes. Die Kunst wird dann darin bestehen, politische Anliegen weiter, in anderer Sprache und modifizierter als bisher, vorzutragen.

Drittens: Nach einem Boom sozialwissenschaftlicher Erklärungsmuster, insbesondere derer von Konstruktivismus und Dekonstruktivismus, wird die Waagschale vermutlich in Richtung Biologie schwen-

ken. Es wird darauf ankommen, sich diesen Inhalten zu stellen, sie aus pädagogisch-sozialwissenschaftlicher Sicht zu bereichern, zu belehren wie auch sich von ihnen irritieren zu lassen. Am Körperdiskurs hängt viel mehr als die banale Unterscheidung sozial-konstruiert vs. biologisch-determiniert. Letztlich hängt daran die Frage, wie endliche Menschen mit ihrer Endlichkeit umgehen, die sich in Geburt, Verletzbarkeit, Sterblichkeit zeigt.

Viertens: Anknüpfend an diesen letzten Punkt sollte der Geschlechterdiskurs eine viel zu unberücksichtigte Diskussion aufnehmen, nämlich die Diskussion, was ein gutes Leben ausmacht, was die Maßstäbe für individuelles Glück sind, wie also einzelne Menschen und menschliche Gemeinschaften ihren begrenzten Rahmen des Lebens gestalten können und wollen – vor dem Hintergrund, dass dieses Leben eben nur einmal zu leben ist.

Dazu im Rahmen eines Beitrags über den in der Geschlechterdebatte vielleicht vernachlässigten Körper ein paar Anmerkungen in der nächsten Ausgabe.

Autor: Christoph Blomberg (veröffentlicht in Rundbrief der LAG Jungenarbeit NRW 02/2003)

## **Literatur**

BECK, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.

DERS. (1994): Jenseits von Stand und Klasse?, in: DERS./BECK-GERNSHEIM (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt a.M., 43-60

BENHABIB, Seyla / BUTLER, Judith / CORNELL, Drucilla / FRASER, Nancy (Hg.) (1993): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart, Frankfurt a.M.

BIDDULPH, Steve (2000): Jungen. Wie sie glücklich heranwachsen, München

BLY, Robert (1991): Eisenhans. Ein Buch über Männer, München

BÖHNISCH, Lothar / WINTER, Reinhard (1993): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf, Weinheim/München

BRÜNDEL, Heidrun / HURRELMANN, Klaus (1999): Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann, Stuttgart

BUTLER, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.

CONNELL, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit, Opladen

ENGELFRIED, Constance (1997): Männlichkeiten. Die Öffnung des feministischen Blicks auf den Mann, Weinheim / München

GILDEMEISTER, Regine / WETTERER, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: KNAPP, Gudrun Axeli / WETTERER, Angelika (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg, 201-254

- GLÜCKS, Elisabeth / OTTEMEIER-GLÜCKS, Franz-Gerd (2001): Vorwort, in: RAUW, Regina et al. (Hg.) (2001): Perspektiven geschlechtsbezogener Pädagogik. Impulse und Reflexionen zwischen Gender, Politik und Bildungsarbeit, Opladen, 7-10
- GOLDBERG, Herb (1990): Man(n) bleibt Mann. Möglichkeiten und Grenzen der Veränderung, Reinbek b. Hamburg
- HAGEMANN-WHITE, Carol (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen aus einer theoretischen Einsicht, in: Feministische Studien 11, 2, 68-78
- HAINDORFF, Götz (1997): Auf der Suche nach dem Feuervogel. Junge Männer zwischen Aggression, Eros und Autorität, in: MÖLLER, Kurt (Hg.): Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit, Weinheim / München, 109-146
- HORSTKEMPER, Marianne (2001): Gender Mainstreaming als Prinzip geschlechterdifferenzierender Arbeit in der Jugendhilfe, in: VON GINSHEIM, Gabriele / MEYER, Dorit (Hg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe, hg. vom SPI Berlin, 41-56.
- HAGEMANN-WHITE, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich-männlich? Opladen
- HEILIGER, Anita (1998): Zu Hintergründen und Grundsätzen einer antisexistischen Jungenarbeit, in: SOS Dialog, 8-11
- HURRELMANN, Klaus (1997): Geschlecht und Gesundheit – Einführung in den Themenschwerpunkt, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 17, 2, 115-117
- KARL, Holger (1994): Der ehrenhafte Abschied des Panzersoldaten - Grundlagen antisexistischer Jungenarbeit, in: GLÜCKS, Elisabeth / OTTEMEIER-GLÜCKS, Franz-Gerd (Hg.): Geschlechtsbezogene Pädagogik, Münster
- DERS. / OTTEMEIER-GLÜCKS, Franz-Gerd (1997): Neues aus dem Mekka der antisexistischen Jungenarbeit. Ein Blick in die interne Diskussion, in: MÖLLER, Kurt (Hg.): Nur Macher und Macho? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit, Weinheim / München, 91-107
- KUHLMANN, Carola (2000): ‚Doing Gender‘ – Konsequenzen der neueren Geschlechterforschung für die parteiliche Mädchenarbeit, in: neue praxis, 30, 3, 226-239
- MATHIAE, Gisela (1999): Clownin Gott. Eine feministische Dekonstruktion des Göttlichen, Stuttgart / Berlin / Köln
- MEUSER, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Opladen
- MITSCHERLICH, Alexander (1973): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie, München (Erstv. 1963)
- MOORE, Robert / GILLETTE, Douglas (1992): König, Krieger, Magier, Liebhaber. Die Stärken des Mannes, München

- ROSE, Lotte (2000): Mädchen- und Jungenarbeit in der Risikogesellschaft. Kritische Überlegungen zur geschlechtsbewussten Qualifizierung in der Jugendhilfe, in: neue praxis, 30, 3, 240-253
- SCHERR, Albert (1997): Jungenarbeit, Männlichkeit und Gewalt, in: deutsche jugend 45, 5, 212-219
- SCHNACK, Dieter / NEUTZLING, Rainer (1990): Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit, Reinbek b. Hamburg
- SIELERT, Uwe (2002): Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit Teil 2, Weinheim / München
- STURZENHECKER, Benedikt (2002): „Kannze nich oder willze nich“? Zum Stand der Jungenarbeit in Deutschland, in: WERTHMANNNS-REPPEKUS, Ulrike / BÖLLERT, Karin (Hg.): Mädchen- und Jungenarbeit – eine uneingelöste fachliche Herausforderung, Materialien zum 11. Kinder- und Jugendbericht Bd. 3, München, 317-338
- TIEMANN, Rolf (1999): Konzeptionelle Ansätze der Jungenarbeit auf dem Prüfstand, in: deutsche jugend 47,2, 76-84
- WINTER, Reinhard (2001): Art. ‚Jungenarbeit‘ in: OTTO, Hans-Uwe / THIERSCH, Hans: Handbuch Sozialarbeit / Sozialpädagogik, 904-915
- DERS. (1996): Jungenarbeit – ein Perspektivenwechsel, in: BRANDES, Holger / BULLINGER, Hermann (Hg.): Handbuch Männerarbeit, Weinheim, 378-389
- DERS.: (1995): Durchgeknallte Männlichkeit?. in: MORITZ. Zeitschrift für Männer in Bewegung, 25, 8-10
- DERS. (1991): Identitätskrücken oder Jungenarbeit? Zur Begründung eigenständiger Ansätze kritischer Jungenarbeit, in: DERS. / WILLEMS, Horst (Hg.): Was fehlt sind Männer! Ansätze praktischer Jungen- und Männerarbeit, Schwäbisch-Gmünd / Tübingen, 173-186
- DERS. / NEUBAUER, Gunter (2001): Dies und Das! Das Variablenmodell ‚balanciertes Junge- und Mannsein‘ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern, Tübingen
- DIES. (1998): Kompetent, authentisch und normal. Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen. Eine qualitative Studie im Auftrag der BZgA, Köln